Der verschollene Sohn

Roman von

M. Betzhold

(Fortsetzung.)

„Ich weiß wirklich nicht, was Sie meinen", sagte der Polizeidiener ausweichend. „Was andere Leute reden, kümmert mich weiter nicht, ich habe genug zu thun, wenn ich meine Amtspflichten erfüllen will, sie werden mir wahrhaftig nicht leicht gemacht."

„Hm, man kann das glauben oder nicht, Heß, jedenfalls will ich Sie warnen, und ich meine, Sie hätten Grund genug, auf meine Worte etwas zu geben. Sie wollten zum General — ist es nicht so?"

„Nein, Herr Doktor!"

„Wirklich nicht? Na, was haben Sie dann hier zu suchen?"

„Der Bursche des Herrn Generals hat sich darüber beschwert, daß die Frau Brinkmann jeden Tag hier am Gitter steht und seltsame Reden führt —"

„Und da wollen Sie der armen Frau Grobheiten sagen?" unterbrach der Doktor ihn rasch. „Dazu haben Sie kein Recht, dieser Weg ist städtisches Eigenthum, und die Wittwe Brinkmann kann hier so gut gehen, wie jede andere Person. Wenn dem Burschen die Reden der Frau nicht gefallen, so mag er selbst ihr seine Ansicht darüber sagen, die Polizei ist nicht berechtigt, sich einzumischen. Lassen Sie sich nicht aufhetzen, Heß, so fest stehen Sie nicht, wenn begründete Beschwerden über Sie einlaufen, dann könnten die Stadtverordneten sich bewogen sehen, Ihnen den Stuhl vor die Thüre zu stellen."

Der Polizeidiener blickte betroffen dem alten Herrn nach, der jetzt das Gitterthor zur Villa Riedel's öffnete; dann aber blitzte es plötzlich wie Haß und Rachsucht in den starren Augen auf, und mit einem Fluch schritt Heß langsam dem Städtchen wieder zu.

Das also war der Dank, daß er so lange sein Amt treu und gewissenhaft verwaltet hatte! Eine geringfügige Beschwerde über ihn genügte, ihm sein Brod zu nehmen? Lagen die Dinge so, dann war es Zeit, sich vorzusehen, damit die Ereignisse ihn nicht überraschten, aber jetzt sollte das Städtchen auch erfahren, welchen tüchtigen, schneidigen Beamten es verlor, wenn er abgesetzt wurde.

Er sah sich um, ob er nicht irgend einen Buben erwischen konnte, der eine ungesetzliche Handlung beging, und richtig — da hatte er auch schon was er suchte!

Einige hoffnungsvolle Zöglinge der Elementarschule prügelten sich auf dem Werft, mit einem kräftigen Soldatenfluch fuhr Heß in den Knäuel hinein, rechts und links Ohrfeigen austheilend, daß die kleine Schaar heulend auseinanderstob.

Und wie es in solchen Fällen immer zu geschehen pflegt, sammelten die Mißhandelten sich in respektvollerEntfernung, der Zwist war vergessen, gemeinsames Interesse befestigte das gelockerte Band der Freundschaft wieder. Und dieses gemeinsame Interesse äußerte sich in Worten, die für den Polizeidiener keineswegs schmeichelhaft waren, dem dann auch die Galle dermaßen in's Blut stieg, daß er eine Ruderstange ergriff, in der offenbaren Absicht, die Beleidiger damit zu züchtigen.

Aber zur Ausführung dieses Vorhabens kam es nicht, die Stange wurde von der sehnigen Faust des Fährmanns festgehalten, an dessen kleinem Hause sie lehnte.

„Gemach!" sagte Jakob Schorn mit rauher Stimme. „Ihr habt da etwas vor, was Euch später gereuen könnte."

Der zornglühende Blick des Beamten ruhte einige Sekunden lang auf der gedrungenen, knochigen Gestalt und dem breiten, dunkelgelben Gesicht des Fährmanns, der höhnisch lachend ihm sein ganzes kräftiges Gebiß zeigte.

„Laßt los", erwiederte Heß befehlend; „soll ich mich von diesen Lotterbuben verhöhnen lassen?"

„Und wer hat Euch ein Recht gegeben, diese Jungen zu schlagen?" fragte der Fährmann. „Wenn sie hier auf dem freien Platz sich katzbalgen, was schadet's Euch? Wir haben's auch gethan, als wir noch jung waren."

„Wollt Ihr mich hindern, meine Amtspflichten zu erfüllen?" fuhr der Polizeidiener auf, der die Ruderstange noch immer festhielt. „Es könnte Euch theuer zu stehen kommen."

„Bange machen gilt nicht!" höhnte Schorn, ohne darauf zu achten, daß der Kreis der neugierigen Zuhörer, der sie umgab, immer dichter wurde. „Ich hab' die Polizei nicht zu fürchten, und dies ist mein Ruder, bester Mann, laßt die Finger von meinem Eigenthum."

Die Umstehenden lachten, und dieses schadenfrohe Gelächter reizte die Wuth des Beamten noch mehr.

„Ihr werdet's bereuen!" sagte er knirschend. „Wer sich an einem Beamten vergreift —"

„Seid nicht kindisch, Heß, wer vergreift sich denn an Euch? Macht doch nicht so viel Lärm um eine Kleinigkeit! Die Jungen sind längst fort, was wollt Ihr jetzt noch mit der Stange?"

Heß hatte das Ruder wirklich losgelassen, in maßlosem Zorne holte er sein Notizbuch aus der Tasche, aber derFährmann legte seine breite schwielige Hand auf das Buch und blickte ihm furchtlos in die glühenden Augen.

„Macht keinen Unsinn", sagte er leise und eine feste Entschlossenheit lag in dem Tone, den er anschlug, „Euch ist's freilich eine Kleinigkeit, die Sache so zu drehen, daß ich bestraft werde; aber wißt Ihr auch, was darauf folgt? Denkt an alte Zeiten, Heß, wenn ich einmal anfange zu reden, dann sind die Jungen und die Hunde fortan sicher vor Euch!"

Der Beamte sah ihn starr an, sein Zorn schien urplötzlich verraucht zu sein, nur innere Angst sprach aus seinen verzerrten Zügen.

„Kommt mit mir in's Haus", fuhr der Fährmann fort, „es wird Euch nicht angenehm sein, wenn Jeder hört, was wir jetzt mit einander zu reden haben."

Heß mußte die Richtigkeit dieser Behauptung anerkennen, aber er glaubte seiner Autorität zu viel zu vergeben, wenn er seine Niederlage erkennen ließ.

„Was steht ihr da und gafft?" fuhr er die Umstehenden an, aber als in diesem Moment sein Blick auf den Rentner Görner fiel, brach er plötzlich ab, um rasch dem Fährmann in das kleine Haus zu folgen.

Neben dem Rentner stand ein kleiner hagerer Mann mit einem außerordentlich pfiffigen Gesicht, das ein dünner rother Backenbart umrahmte, und da er den Hut in der Hand trug, konnte man auch bemerken, daß der größte Theil seines eckigen Schädels so kahl und glatt war wie eine Billardkugel.

„Begreifen Sie das, Herr Görner?" fragte er, zu dem Rentner aufschauend, als der Polizeidiener hinter der Hausthüre Jakob Schorn's verschwunden war.

„Nein, Hennemann", erwiederte Görner auf die an ihn gerichtete Frage des Barbiers, „daraus soll ein Anderer klug werden. Daß der Heß im Begriff stand, einen dummen Streich zu machen, mußte Jedem einleuchten, aber der Kukuk mag wissen, wodurch der Fährmann diesen Eisenfresser eingeschüchtert hat. Sie rasiren ja den Schorn —"

„Jede Woche einmal, nurSamstags, und eine Heidenarbeit ist es, das können Sie mir glauben, ich erschrecke jedesmal, wenn ich den Mann mit seinem Stoppelfeld auf meiner Bank sitzen sehe."

„Fühlen Sie ihm am nächsten Samstag einmal auf den Zahn, Meister Hennemann."

„Da könnte ich mir höchstens eine grobe Antwort holen, der alte Schorn ist schweigsam wie das Grab und neugierige Fragen sind ihm ein Greuel."

„Na, na, man muß es nur richtig anzufangen wissen."

Ein verschnitztes Lächeln glitt über die schmalen Lippen Hennemann's, während er mit einer leichten Verbeugung in die Dose griff, die Görner ihm anbot.

„Lassen Sie sich von ihm übersetzen oder spazieren fahren, dann sind Sie allein mit ihm", sagte er; „soll mich wundern, ob Sie etwas herauskriegen. Nichts Neues?"

„Daß ein Kaffer in der Sonne angekommen ist —"

„Weiß ich schon, aber ein Kaffer ist der Fremde nicht."

„Sie glauben nicht daran, weil Sie den deutschen Namen im Fremdenbuch gelesen haben", sagte Hennemann achselzuckend, „was beweist das? Gar nichts! Es ist schon mancher deutsche Matrose, der schiffbrüchig nach Afrika kam, Kaffernhäuptling geworden; ich habe darüber merkwürdige Geschichten gelesen."

„Verrückte Romane, Sie werden noch selber verrückt darüber, Hennemann!"

„Sie können's ja glauben oder nicht, ich überlassen Ihnen das gern. Wenn ein solcher Kaffernfürst Schätze gesammelt hat, läßt er seine braunen Weiber sitzen und macht sich aus dem Staube, um in Deutschland den vornehmen Herrn zu spielen. Geben Sie Acht, ob ich nicht Recht habe! Vor einer Stunde ist er nach Clemensruh gegangen. Was hat der Afrikaner da zu thun? Jedenfalls bringt er dem General Nachrichten von dem verschollenen Sohne, der möglicherweise auch bei den Kaffern Häuptling geworden ist, aber noch nicht genug hat, um heimkehren zu können."

Görner schüttelte sarkastisch lächelnd das Haupt.

„Sie haben eine sehr lebhafte Phantasie", sagte er, „man könnte Sie darum beneiden, wenn sie nicht eine gefährliche Gabe wäre. Es ist schon Mancher dadurch in's Irrenhaus gekommen; ich fürchte, Sie lesen zu viel. Wissen Sie nicht, wohin der Doktor Bach gereist ist?"

„Hab's noch nicht erfahren können, aber daß Herr Riedel erkrankt ist, werden Sie gehört haben."

„Keine Silbe; was fehlt ihm?"

„Ich glaube, Lungenentzündung —"

„Da wird 'mal wieder das Blaue vom Himmel heruntergelogen", polterte der Doktor Bitter, der hinter dem Barbier stand, „Sie sind unverbesserlich, Hennemann."

„Wissen Sie es besser?" brummte der Gescholtene ärgerlich.

„Ich komme ja soeben aus dem Hause, es ist weiter nichts, als ein leichter Magenkatarrh; Herr Friedrich Riedel trinkt zu viel Bier, sollte lieber Wein trinken! Kommen Sie mit, Hennemann, ich habe Sie nöthig, wir müssen eine kleine Operation machen."

„Noch vor Tisch?" fragte der Barbier bestürzt.

„Na, weshalb nicht?"

„Das Mittagessen wird mir nicht schmecken."

„Dafür schmeckt's dem Patienten desto besser, wenn er die Geschichte hinter sich hat. Vorwärts — guten Appetit, Görner!"

Der Rentner schaute den Beiden nach, aber gleich darauf wurde seine Aufmerksamkeit von dem Polizeidiener in Anspruch genommen, der aus dem Hause des Fährmanns zurückkehrte.

In solcher Verfassung hatte Görner diesen Mann noch nicht gesehen. Das sonst so rothe Gesicht war fahl, der Blick stier und glanzlos, die Lippen zuckten wie im Krampf und unter der Mütze hing das schwarze Haar wirr über die Stirne hinab.

Görner mußte unwillkürlich den Kopf schütteln, aber Heß sah das nicht, er schien überhaupt Niemand zu sehen, mit schwankenden Schritten, gleich einem Träumenden, ging er in die Stadt hinein.

Es war kein weiter Weg, den er zu machen hatte; das Rathhaus, in dessen Erdgeschoß seine Wohnung sich befand, lag am Marktplatz, und in der ärmlich ausgestatteten Wohnstube angelangt, brach der starke, von Vielen gefürchtete Mann zusammen.

Seine Frau, die ihn hatte kommen sehen, trat eben mit der dampfenden Gemüseschüssel in's Zimmer, erschreckt stellte sie die Schüssel auf den gedeckten Tisch, dann stemmte sie die langen mageren Arme in die Seite, um kopfschüttelnd ihren Mann zu betrachten.

„Was ist denn das?" fragte sie mit einer scharfen, kreischenden Stimme und ihr knochiges Gesicht nahm einen strengen, drohenden Ausdruck an. „Bist Du wieder einmal aus einem Wirthshaus in's andere gewandert, Anton? Wenn das so fortgeht, wird's bald ein schlimmes Ende nehmen —"

„Schwätz' keinen Unsinn!" fiel er ihr rauh in's Wort, und als sie ihm jetzt in das fahle Gesicht blickte, erschrak sie noch mehr, „ich bin nüchtern wie eine Katze, kein Tropfen ist über meine Lippen gekommen."

„Was ist denn vorgefallen —"

„Still, Weib, laß mich nur erst zu Athem kommen!"

Er zog ein schmutziges Tuch aus der Tasche und strich damit über die Stirne, auf der die hellen Schweißtropfen perlten, die stumme Einladung, am Tisch Platz zu nehmen, lehnte er kopfschüttelnd ab.

„Mir ist der Appetit vergangen", sagte er heiser, „wenn das Hundeleben noch lange so fortdauert, dann weiß ich nicht, ob es nicht besser wäre, wenn wir uns in den Rhein stürzten."

„Ist Dir eine Schraube im Kopfe losgegangen?" fragte das Weib höhnisch.

„Es könnte noch dahin kommen, daß sie mich in's Irrenhaus nach Siegburg transportirten", fuhr er auf.

„Aber was ist denn passirt?"

„Ich hab' Dir gestern Abend erzählt, was der alte Görner auf der Veranda dem Doktor und Apotheker vorschwadronirt hat —"

„Das war ja ganz hübsch", unterbrach die Frau ihn, die sich in ihrem Mittagsmahl nicht stören ließ.

„So? Ist das hübsch, wenn er sagt, ich sei niemals auf meinem Posten und niemals nüchtern?"

„Ach was, über einen Polizeidiener, mag er auch noch so gut sein, fällt Jeder her, er kann's Niemand recht machen."

„Aber dieser Neuigkeitskrämer soll nicht auf mich schimpfen", erwiederte Heß gereizt. „Was ist er denn? Rentner nennen ihn die Leute und hier spielt er den großen Herrn, in einer anderen Stadt könnte er von den paar Groschen Zinsen, die er hat, nicht leben."

„Was geht's Dich an!"

„Nichts, aber er soll seine böse Zunge auch nicht an mir versuchen. Himmelkreuzmillionen —"

„Das Fluchen kannst Du hier sparen, Anton, es macht keinen Eindruck auf mich. Wenn übrigens weiter nichts vorgefallen ist — oder hat der Bürgermeister Dir die Leviten gelesen?"

„Wüßte nicht weshalb, mit dem Bürgermeister komme ich ganz gut aus, er kann auch die Fremden nicht leiden, die sich hier einnisten und das große Wort führen. Also, ich ging heute Morgen nach Clemensruh — einen Vorwand hatte ich schon, denn der Hund des Generals ist gestern wieder ohne Maulkorb auf dem Markte herumgelaufen — ein Wort hätte dann das andere gebracht und dem Görner würde ich dabei zu einem gründlichen Denkzettel verholfen haben. Aber wie ich eben in die Villa gehen will, kommt der Doktor Bitter heraus und sagt mir in's Gesicht, daß ich gestern gehorcht habe und nun den Rentner anschwärzen wolle. Ich hab's natürlich geleugnet, aber der Doktor hat ein Paar scharfe Augen im Kopf; er meinte, der Görner sei ein ungefährlicher Schwätzer und ich sollte mich in Acht nehmen, wenn nur eine einzige Beschwerde über mich beim Stadtrath einliefe, dann würde mir der Stuhl vor die Thüre gestellt, Feinde hätte ich genug, aber keine Freunde."

„Der Doktor schwätzt auch viel", sagte das Weib achselzuckend.

„Einerlei, der Doktor hat im Stadtrath eine schwerwiegende Stimme und der Bürgermeister kann mich nicht halten, wenn die Herren mich absetzen wollen."

„Na, dann laß den Görner laufen, kannst ihm ja gelegentlich etwas anhängen, was ihm nicht angenehm ist."

„Es kommt noch besser", fuhr Heß fort, während er abermals die Stirne trocknete. „Auf dem Werft prügelten sich die Jungen, und ich habe strenge Ordre, das nicht zu dulden. Wird dabei eine Fensterscheibe eingeworfen, so macht das dumme Volk mich dafür verantwortlich, und treibe ich die Buben aus einander, dann heißt es, ich habe gar kein Recht, ein so unschuldiges Vergnügen zu verbieten. Was soll ich da thun?"

„Was Deines Amtes ist!"

„Hab ich auch gethan, und die Lotterbuben verhöhnten mich. Wie ich nun abermals in die Bande hineinfahren will, hält derFährmann Schorn mich zurück. Ich hab den Kerl nie beachtet, das aber durft, ich ihm nicht hingehen lassen. Also, ich will mir seinen Namen notiren, um ihn anzuzeigen, da spricht er von alten Geschichten und zwingt mich, ihm in seine elende Bretterbude zu folgen. Und was er mir da Alles gesagt hat — ich sage Dir, Frau, jetzt reut es mich, daß ich nicht den Säbel gezogen und ihm den Schädel entzwei gehauen habe!"

Frau Heß blickte ihren Mann entsetzt an, erst jetzt schien sie die wahre Ursache seiner Verzweiflung zu ahnen.

„Was hat er Dir gesagt?" fragte sie leise.

„Er weiß Alles", erwiederte der Polizeidiener mit gedämpfter Stimme.

Die Frau ließ Messer und Gabel fallen und schob ihren Teller zurück, jetzt war auch ihr der Appetit vergangen.

„Alles?" fragte sie.

„Ja, der Teufel mag wissen, wie er es erfahren hat, und nur der eine Trost bleibt uns noch, daß er nichts beweisen kann."

„Kann er das nicht, dann brauchen wir ihn auch nicht zu fürchten", sagte das Weib aufathmend, „ohne Beweise darf er nicht wagen, uns anzuklagen."

„Er wird's auch nicht thun, ich glaube, daß er selbst kein reines Gewissen hat, aber könnt' ich ihn ohne Aufsehen um die Ecke schaffen, ich verschriebe mich dafür dem Teufel mit Leib und Seele."

„Anton!" rief die Frau erschreckt. „Versündige Dich nicht, der Böse könnte kommen und den Pakt mir Dir schließen wollen."

Ein schallendes Hohngelächter war die Antwort ihres Mannes.

„Laß die Ermahnungen und gib mir lieber einen guten Rath!" rief er.

Das Weib holte aus einem Wandschrank eine Flasche und ein Glas und reichte ihm das letztere, nachdem sie es gefüllt hatte.

„Trink!" erwiederte sie. „Den Muth darf man nicht verlieren. Besser wär's gewesen, Du hättest Dich um die Buben gar nicht gekümmert, aber es ist nun einmal geschehen und wir wissen jetzt, daß wir uns vor dem Fährmann hüten müssen. Abwarten, Anton, vielleicht kommt einmal eine Gelegenheit, ihm den Daumen auf die Kehle zu drücken, man darf ihm nur keine Furcht zeigen, dadurch würde Alles verdorben."

Heß hatte das Glas ausgetrunken und abermals gefüllt, der Branntwein schien auf ihn eine beruhigende Wirkung zu üben.

„Abwarten?" wiederholte er. „Hast Du vergessen, was der Doktor sagte? Wenn sie mich absetzen, was dann? Wir haben noch lange nicht genug, um von unserem Gelde leben zu können, und wenn Du auch die beste Stelle als Wärterin fändest, es würde nicht hinreichen."

„Ach was, so rasch geht's mit der Entlassung auch nicht", sagte die Frau nach kurzem Nachdenken, „und bis dahin läßt sich noch Manches machen."

„Ja, wenn Du nur eine gute Stelle fändest! Du hast die besten Zeugnisse, man weiß, daß Du eine Wärterin bist, wie es keine bessere gibt, und doch —"

„Es will eben Niemand krank werden und wo keine Kranke sind, haben die Wärter nichts zu thun."

„Keine Kranke?" erwiederte Heß. „Der alte General hat wieder seinen Gichtanfall —"

„Den pflegt sein Bursche!"

„Und Herr Riedel soll auch krank sein."

„Ja, aber ich kann mich doch den Leuten nicht anbieten! Ich muß warten, bis sie mich rufen lassen."

Der Polizeidiener schüttelte den Kopf und erhob sich, er leerte das Glas zum dritten Mal und trat an's Fenster, um auf den Marktplatz hinaus zu schauen.

„Kommen die Leute nicht zu uns, so müssen wir zu ihnen gehen", sagte er nach einer Pause, „nutzt es nichts, so kann es ja auch nichts schaden. Und es wäre gut, wenn Du den General besuchen wolltest, kennst ja so manches Hausmittelchen für die Gicht und hast oft genug erfahren, daß die Kranken Dir mehr Vertrauen schenken, als dem Doktor."

„Also beim General zuerst?" fragte die Frau nachdenklich.

„Ja wohl. Ich werde mich noch genauer danach erkundigen, was dem Fabrikant Riedel fehlt, aber ich glaube, da ist wenig zu machen."

„Ich glaub's auch. Der junge Herr da drüben ist auch wieder fort."

„Ich weiß es, er wird nicht lange draußen bleiben."

„Nach Bremen ist's immer eine weite Reise."

„Nach Bremen?" fragte Heß überrascht, während er das Glas wieder füllte. „Woher weißt Du das?"

„Die Magd der Majorin hat es mir gesagt, mehr wußte sie nicht, undmit der alten Brigitte läßt sich nicht reden, sie ist zu stolz, unsereins Antwort zu geben."

Der Polizeidiener nickte und ein böser Zug umzuckte dabei seine Mundwinkel.

„Also nach Bremen?" sagte er. „Was mag er da zu thun haben? Er wird doch nicht auswandern wollen? Aber was geht's uns an — mit der Majorin ist nicht zu spassen, sie hat mir schon einmal zu einer Nase verholfen, die ich so bald nicht vergessen werde. Da ist nichts zu machen, wir wollen die Finger davon lassen. Aber mit dem General ist's eine andere Sache, da kann was verdient werden, deshalb geh' heute noch hin und biete ihm Dein Hausmittelchen an."

„Und wenn der Bursche mich nicht einläßt?" fragte das Weib in bedenklichem Tone.

„Dann soll er's bereuen; dann gehe ich selbst hin wegen des Hundes, mich darf er nicht abweisen."

„Wäre es nicht besser, wenn Du überhaupt vor mir hingingst? Du könntest den General ja auf mein Hausmittel aufmerksam machen —"

„Wenn es nicht sein muß, will ich's vermeiden", unterbrach Heß sie, „ein Polizeidiener darf keine Geheimmittel anpreisen, der alte Doktor würde schon deshalb dafür sorgen, daß ich den Laufpaß bekäme. — Wahrhaftig, da läuft des Generals Hund wieder über den Marktplatz, ich gäbe was darum, wenn die Hundefänger —"

„Anton!" sagte die Frau rasch, als er im Begriff stand, die Thüre zu öffnen.

„Nun?"

„Geh' dem Fährmann aus dem Wege!"

„Er soll sich in Acht nehmen vor mir", knirschte der Polizeidiener, und in den blutunterlaufenen Augen blitzte jäh derZorn auf, „ich werde ihm zeigen, daß ich ihn nicht fürchte. Der Bursche hat mich heute Morgen vor allen Leuten blamirt, thut er's noch einmal, dann gebe ich ihm mit der Plempe Eins über den Schädel, daß er für immer genug hat."

Damit stürmte er hinaus, der Branntwein hatte ihm wieder Muth gemacht, mochte jetzt kommen, was wollte, er war in der Stimmung, Allem die Stirne zu bieten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte der Münze.

Von einer Sängerin wird erzählt, sie habe durch ein Konzert auf einer australischen Insel eine Einnahme von drei Schweinen, 23 Truthähnen, 44 Hühnern, 500 Kokosnüssen, 1200 Ananas, 120 Kürbissen und 1500 Orangen erzielt. An diesem hübschen Geschichten illustrirt Dr. Ferdinand Friedensburg in seinem Buche, das er soeben unter dem Titel „Die Münze in der Kulturgeschichte" bei Weidmann in Berlin erscheinen läßt, das Hineinragen der Urzustände menschlicher Kultur in die heutige Welt des Metallgeldes, wie es sich bei manchen Naturvölkern findet.

Erst verhältnißmäßig spät ist die Münze erfunden worden. Es erscheint uns heute kaum verständlich, daß die Babylonier bei ihrem hochentwickelten Gewichtssystem ebensowenig wie die übrigen Kulturvölker des Orients, Assyrer und Aegypter, Juden und Inder, die Münze kannten und bei ihren weitreichenden Verkehrs- undHandelsbeziehungen sich mit dem Zuwiegen des Edelmetalls und den Erzeugnissen der Natur, insbesondere der Landwirthschaft, als Zahlungsmittel begnügen konnten. Wem die Erfindung der Münze zuzuschreiben ist, kann heute nicht mehr mit Sicherheit festgestellt werden; wahrscheinlich hat auch sie sich nur in langer Ausbildung in unmerklichem Fortschritt entwickeln können, um dann an verschiedenen Stellen zu gleicher Zeit ihre Vollendung zu erreichen.

Strabo schreibt die Erfindung der Münze dem König Pheidon von Argos, einem Abkömmling des Herakles im elften Gliede, zu, der in Aegina zuerst wirkliches Geld geprägt haben soll. Nach dieser Angabe müßte man die Zeit um 700 v. Chr. annehmen, und in der That sind äginetische Münzen mit dem Bilde einer Schildkröte erhalten, die zu den ältesten überhaupt erhaltenen Geprägen gehören. Herodot schreibt dagegen die Erfindung der Münze den Lydern zu, die er als die „ersten Krämer" bezeichnet, und auch seine Nachricht ist glaubhaft; denn der Reichthum der Lyder ist durch den Namen ihres letzten Königs Krösus sprichwörtlich geworden, und noch heute ist die Umgebung ihrer alten Hauptstadt Sardes die ergiebige Fundstätte uralter Goldmünzen mit den Bildern des Löwen und des Stieres, die sicher zumTheil noch überKrösus (gest. 554) hinausreichen. Verwandt mit ihnen sind andere asiatische Münzen in Silber und in „Elektron" (Mischung aus Gold und Silber), die auf Phokaea und andere Städte Joniens, zum Theil auch auf Kyzikos an der Propontis hinweisen. Auch in Unteritalien sind Münzfunde zu verzeichnen, die bis in das 7. Jahrhundert hineinreichen, und ebenso haben nordgriechische Völkerschaften und Städte uralte Geldstücke hinterlassen. Alle diese sind aus Edelmetall und geprägt, während das etwas spätere Geld der mittelitalischen Völkerschaften aus Kupfer besteht und gegossen ist —was ihm an innerem Werthe abgeht, ersetzt es durch riesige Größe und Schwere.

Wie sehr die neue Erfindung dem allgemeinen Bedürfniß entgegenkam, zeigt dieThatsache, daß sie sich alsbald mit großer Schnelligkeit ausbreitete; bald nach 450 dürfte die gesammte hellenische Kulturwelt allgemein gemünztes Geld gebraucht haben. Oft aber erhielt sich auf diesen ältesten Münzen die Erinnerung an die früher gebrauchten Zahlungsmittel durch die ihnen aufgeprägten Bilder, wie sich auch in Sprache und Sitte mancherlei Anklänge an den Gebrauch der Vorzeit lange erhalten haben. Allgemein anerkannt ist die Ableitung des lateinischen Wortes pecunia (Geld) von pecus (Vieh), und die zahlreichen sehr alten Münzen Italiens mit dem Bilde eines Stieres sind ein Nachklang der frühen weitverbreiteten Zahlungsweise, die sich des Rindes als des wichtigsten Gegenstandes der Viehwirthschaft bediente. Schon bei Homer wird mit Rindern und Rindshäuten gekauft und gerechnet; im alten Rom wurden bis zum Jahre 429 v. Chr. die Bußen in Vieh entrichtet; bei den ripuarischen Franken im sechsten Jahrhundert n. Chr. wird eine gesunde Kuh einem römischen Goldstück gesetzlich gleichgesetzt, Isländer und Norweger kennen ein Kuhgeld, dessen Einheit die Kuh von drei bis höchstens acht Wintern, heil an Hörnern und Zagel, an Euter und an allen Füßen ist. Wenn auf alten Münzen von Metapont sich eine Aehre findet, so erinnert dies daran, daß auch das Getreide als Zahlungsmittel diente. Von anderen Naturerzeugnissen sind unter den Zahlungsmitteln der Urzeit neben Muscheln, die in Afrika und Australien eine große Rolle gespielt haben und noch heute spielen, besonders Felle zu erwähnen, die namentlich im thierreichenOsten Europas vielfach verwendet worden sind. Abgaben in Marder-, Iltis- und Eichhornfellen sind bis tief in historische Zeiten üblich gewesen, und daran erinnert wohl das sonst nicht zu deutende Eichhorn, das auf Münzen von Polen, Schlesien und Oesterreich erscheint.

Weiter zu erwähnen sind Fische, ferner Salz und Thee, Reis, Tabak und zahlreiche andere Nahrungsmittel,nicht zu vergessen die „Tonne Bier", die im Mittelalter einen Rechnungswerth der Ostfriesen abgab. Eine Kuriosität ist das Steingeld, das in Westafrika in Gestalt vier bis fünf Zentimeter großer Stücke erscheint, während es auf der Insel Yap (Karolinen) die Größe ansehnlicher Wagenräder annimmt. Im Mittelalter wurde in Böhmen und Schweden vielfach Leinwand als Zahlungsmittel verwendet. Das Geräthegeld,das in Griechenlands vorgeschichtlicher Zeit eine sehr bedeutende Rolle spielte, scheint sich auch in der Bronzezeit schon eingebürgert zu haben. Aus dieser fanden sich offenbar ungebrauchte Aexte, Speereisen und Ringe von völlig gleicher Form in großer Menge, von denen man annimmt, daß sie zum Tauschverkehr bestimmt waren, also die Rolle eines Zahlungsmittels verfahen, wie einst Fischhaken in Persien, Ceylon und Indien und noch heute bei afritanischen Schmiedevölkern Schaufeln und Hacken. Ursprünglich waren diese Gegenstände natürlich für den Gebrauch bestimmt, da ja durch diesen allein das Metall für den Menschen der Vorzeit begehrenswerth wurde. Später sah man von dem praktischen Bedürfniß ab und bediente sich für Handelszwecke solcher Geräthe, die auf Brauchbarkeit keinen Anspruch mehr machen können,da die Ringe zu schwer, die Beile stumpf oder ohne Oese, die Angeln ohne Widerhaken hergestellt sind. Ja man will sogar wahrgenommen haben, daß diese Ringe und Beile ein bestimmtes sich gleichbleibendesGewicht beibehalten, was den ersten Anfang zu einer Art Währung bedeuten würde.

Die Lage in Indien.

Bei einem Vortrag des Leutnant-Gouverneurs von Ostbengalen und Assam im Königlichen Kolonialinstitut hat sich Lord Curzon, der Vorgänger des jetzigen Vizekönigs von Indien ausgesprochen. Lord Rosebery, so sagte er, habe auf die große Stille vor dem Sturme in Europa hingewiesen. Er selbst glaube manchmal, eine ähnliche unheimliche Stille in Indien entdecken zu können, und er könne nur hoffen, daß man nicht Gelegenheit haben werde, nach dieser Stille das heftige Rauschen der Bäume zu hören. Er neige nicht dazu, sich beunruhigen zu lassen, und er hoffe, daß das, wovon er spreche, noch in weiter Ferne liege, aber er glaube, daß es näher bevorstehe, als manche Leute sich dächten. In Indien bestehe eine Partei, die revolutionär sei und die durch einenAufstand möglichst bald die Herrschaft der Engländer loswerden möchte. Darüber, wie Indien regiert werden solle, wenn es erst selbständig sei, äußerte sich diese Partei nicht. Er hoffe, daß England dieser Partei rücksichtslos entgegentreten werde, sobald sie Verbrechen begehe. Die Ausschreitungen dieser Partei würden ganz und gar von dem Verhalten der Regierung Indiens abhängen. Wenn die Regierung Indiens furchtsam sei, würden die Mächte der Unordnung und des Verbrechens ihr Haupt erheben. Zeige sich die Regierung dagegen stark und mache sie sich gefürchtet, so würden die unruhigen Elemente sich ruhig verhalten.